

„Die einzige große Störung ...?“

Die Predigt im Gottesdienst

1. Predigtliebhaber und Predigtkritiker – ein Streitgespräch

Als Homiletiker und Liturgiker wüsste ich es manchmal wirklich gerne: Ist die Predigt nun die große Chance im evangelischen Gottesdienst oder das große Problem? Ich beginne mit einem fiktiven Streitgespräch, in dem beide Positionen zu Wort kommen ...

1.1 Ein Streitgespräch

Nichts anderes sei die Predigt, so eröffnet einer das Streitgespräch, als „institutionell gesicherte Belanglosigkeit“.¹ Gerhard Ebelings pointierte Charakterisierung der Kanzelrede feiert in diesem Jahr ihr 55-jähriges Jubiläum (1959) – und die Schar derer, die ihm explizit oder implizit zu-

stimmen, ist groß. Ja, sagen sie: Die Predigt ist bloße Konvention. Da werde irgendetwas gesagt, was so bekannt und erwartbar ist, dass es eigentlich auch nicht gesagt werden müsste. Da werden Floskeln wiederholt, die irgendwie stimmig klingen, aber völlig leer sind. Da werde die Predigt zum „semantischen Rauschen“, so der Semiotiker Karl-Heinrich Bieritz.²

Die Diagnose des Wort-Gottes-Theologen Ebeling entspricht erstaunlich präzise der Einschätzung des liberalen Theologen Friedrich Niebergall, der schon vor rund 100 Jahren die Predigt vor sich hindröhnen hörte. Auf evangelischen Kanzeln halte oftmals nicht ein unverwechselbarer Prediger eine bewegende Rede, sondern „es predigt“ in der Kirche.³ „Es predigt“ und geht vorbei.

1 Gerhard Ebeling, *Das Wesen des christlichen Glaubens*, Tübingen 1959, 9.

2 Vgl. Karl-Heinrich Bieritz, *Daß das Wort im Schwang gehe. Lutherischer Gottesdienst als Überlieferungs- und Zeichenprozeß*, in: ders., *Zeichen setzen. Beiträge zu Gottesdienst und Predigt*, *Praktische Theologie heute* 22, Stuttgart/Berlin/Köln 1995, 82-106.

3 Friedrich Niebergall, *Wie predigen wir dem modernen Menschen? Erster Teil: Eine Untersuchung über Motive und Quietive*, Tübingen³1909 (zuerst 1902), 65 [vgl. insgesamt §13 „Der Predigtschlaf“].

Schon vor 150 Jahren hatte Sören Kierkegaard die Predigten im Staate Dänemark ein „Sonntagsgeklapper“ genannt. Leer, langweilig, banal, verzichtbar! Und ohne jeden Bezug zum Evangelium, das für Kierkegaard die größte denkbare Verstörung bedeutete, die „tiefste Wunde, die einem Menschen beigebracht werden kann“. Jesus habe Menschen aus ihren Zusammenhängen gerissen, in Kopenhagen bestätige christliche Predigt ein behäbig wohlgefälliges Bürgertum.⁴ „Institutionell gesicherte Belanglosigkeit!“

„Halt“, rufen da die anderen spätestens jetzt! Die Predigt, so meinen sie, ist doch das Wichtigste und Schönste im evangelischen Gottesdienst: Der Grund, warum ich überhaupt da hingehe. Hört auf, die Predigt schlecht zu reden! Das hat sie nicht verdient. Das entspricht weder der Zeit und Liebe, die Pfarrerinnen und Pfarrer auf sie verwenden, noch der Wertschätzung, die Gemeinden ihr entgegen bringen. Die empirischen Studien der vergangenen Jahre haben das eindrucksvoll gezeigt – wie etwa Uta Pohl-Patalongs Untersuchung mit dem Titel „Gottesdienst erleben“. Da sagt Ida, eine der in der qualitativen Studie Befragten:

„[...] vor allem die Predigt. Die Predigt natürlich. Es macht ja auch jeder, es spricht ja auch jeder in der Predigt etwas anders. So wie unsere Pastorin, so macht es jeder anders. Das berührt mich oft sehr. Wie mir die Tränen manchmal kommen. Und das ist so schön. Das ist einfach herrlich. Es ist einfach herrlich. Das ist das Schönste, was es gibt.“⁵

Auch wenn andere das nicht ganz so euphorisch ausdrücken, schätzen sie doch der Sache nach die Predigt und begründen dies sehr unterschiedlich: weil sie emotional berührt, weil sie Bibelworte verständlich macht, weil sie hilft, eine neue Perspektive zu gewinnen. Andrea z.B. sagt:

„Im Moment bin ich nicht in der Phase, dass ich 'ne anspruchsvolle Predigt brauche. Ich brauche eigentlich so, was ich gesagt habe: innehalten, reflektieren, mal wieder zur Ruhe kommen, Sachen ein bisschen mal wieder aus einem anderen Blickwinkel sehen [...].“⁶

Die Liebhaber der Predigt können auf empirische Studien verweisen. So zeigen auch die EKD-Mitgliedschaftsstudien seit Jahren die hohe Wertschätzung einer „guten Predigt“ durch die Befragten.⁷ Vor zwei Jahren fragte das Magazin *Chrismon* zum Weihnachtsfest: „Worauf könnten Sie in

einem Gottesdienst am Heiligen Abend auf keinen Fall verzichten?“ Die Mehrheit sagte nicht: auf das Weihnachtsevangelium, auch nicht: auf die Lieder, sie sagte: auf die Predigt.

Freilich: lassen wir erneut die Kritiker zu Wort kommen, die nun sagen können: Ja, klar! Empirische Faktizität! Dann seht sie euch doch an, eure empirische Faktizität! Und seht bitte auch, dass EKD-weit 96,3% der Gemeindeglieder nicht zum normalen Gottesdienst am Sonntag oder Feiertag kommen⁸ – und das heißt ja auch: augenscheinlich keinerlei Bedürfnis nach der Predigt haben. Eine Abstimmung mit den Füßen! Ich kann anderes und Besseres tun am Sonntagvormittag ... Die übergroße Mehrheit der Evangelischen kann augenscheinlich auch sehr gut und ohne jedes Problem *ohne* die Predigt leben (und ohne den Gottesdienst).

Vielleicht ist das ja auch ein inhaltliches Problem, sagen manche. Predigten seien nicht nur erwartbar, sondern oft auch banal. Peter Sloterdijk sprach von dem Verlust des ‚metaphysischen thrills‘ im Christentum unserer Tage (und dachte dabei vor allem an den Protestantismus). Gott sei nicht mehr der Herr der Heerscharen, sondern bestenfalls der „höchste Sozialarbeiter“. Gott sei zum Beruhigungsmodell geworden – und sei daher faktisch tot.⁹ Und auch in diesen Chor stimmen viele ein. Als 2009 das Zentrum für evangelische Predigtkultur eröffnet wurde, sagten viele Kulturschaffende genau dies. Es fehle etwas in der evangelischen Predigt. Gott sei zu lieb, die Pfarrer auch. Wo bleibe die Unterbrechung und Herausforderung? Wo bleiben die offenen Fragen und die Erschütterungen, die mit der Frage nach Gott doch immer einhergehen? Zustimmung wurde Botho Strauß zitiert: Predigten hörten sich gegenwärtig so an, als spräche ein Materialprüfer vom TÜV über den heiligen Gral. Bürokratisch, langweilig, banal.¹⁰

Aber – so kann sofort der Einwand kommen: Die Kritik am vermeintlichen Kanzel-Klischee des einseitig lieben Gottes ist doch selbst nur wieder ein Klischee, das angesichts der faktischen Predigtwirklichkeit auf keine Weise gedeckt ist. Es ist zu billig, dies den Predigenden immer neu vorzuwerfen. Wie oft hat man nun schon gehört, dass das evangelische Christentum in seinen Predigten einen Wohlfühlgott in einer Wohlfühlreligion predige, einen verbal zahm gestreichelten „lieben Gott“, der einfach uninteressant sei! Sollen sie doch erst einmal evangelische Predigten hören (oder sich eine Auswahl im Internet durchlesen), dann werden sie erleben, dass es anders ist!

4 Vgl. dazu meinen Beitrag: Predigt oder „Sonntags-Geklapper“? Homiletische Fragen im Anschluss an Albrecht Haizmanns Darstellung der Predigtlehre Kierkegaards, in: PTh 96, 2007, 431-442.

5 Uta Pohl-Patalong, *Gottesdienst erleben. Empirische Einsichten zum Evangelischen Gottesdienst*, Stuttgart 2011, 136.

6 AaO., 137.

7 Das gilt auch für die jüngste fünfte EKD-Mitgliedschaftsstudie.

8 Nach der EKD-Statistik 2011.

9 Vgl. Peter Sloterdijk, *Stressfaktor Gott. Die Seele im technischen Zeitalter. Zur Anthropologie des metaphysischen Thrills*, in: *Tagesspiegel* 01.08.2004 (siehe <http://www.tagesspiegel.de/kultur/stressfaktor-gott/535870.html>; Abfrage vom 31.10.2014).

10 Vgl. Botho Strauß, *Vom Aufenthalt*, München 2009.

Und da treten andere auf – und verweisen auf ein ganz anderes Problem, das sie mit der Predigt haben. Die Predigt unterbricht die Feier, die Liturgie auf eklatante und problematische Weise! Erneut äußern sich vor allem Künstler so. Der Schriftsteller und Liebhaber der vorkonziliaren katholischen Messe Martin Mosebach schätzt die ästhetische Ganzheit der Messe, die Vereinigung menschlicher und himmlischer Stimmen, die Atmosphäre einer „anderen Welt“ – und empfindet die Predigt darin als unzumutbare Störung. Er schreibt:

„Wenn ich in den heiligen Raum der Liturgie eintrete, dann leide ich unter jeder Unterbrechung, ich leide [...], wenn das Kleid der Liturgie zerreißt. Ein solcher Riß ist die Predigt. [...] Der Zelebrant tritt aus dem gewohnten Ablauf heraus und kehrt in seine Person zurück, er wird wieder der hochwürdige Herr Doktor XY.“¹¹

Auch Hanns-Josef Ortheil beschreibt in seinem Roman „Die Erfindung des Lebens“ eine vergleichbare Erfahrung der Unterbrechung. Er erinnert sich an den Besuch katholischer Gottesdienste in seiner Kindheit, seine Faszination vom Kirchenraum, von den Tönen zwischen leisen Glöckchen und schmetternden Orgelklängen, von dem Miteinander der Menschen im gemeinsamen Beten, Singen, Knien, Stehen, Sitzen. Und dann schreibt Ortheil aus der Perspektive seines kindlichen literarischen Ichs:

„Die einzige Störung des Gottesdienstes, die jedes Mal nur schwer zu ertragen war, war die Predigt. Von Anfang, vom Stürmen der Orgel und den leisen Gesängen des Chores, an, war der Gottesdienst etwas Feierliches, Festliches, wenn aber die Predigt kam, war es für eine Weile aus mit der Feierlichkeit. Die Predigt störte mich nicht deshalb, weil ich nicht alles verstand, sondern vor allem, weil überhaupt so lange geredet und alles erklärt wurde. Musste denn alles, aber auch alles, beredet und umständlich erklärt werden? [...] Nach der Predigt musste man erst wieder in den Gottesdienst hineinfinden.“¹²

Mosebach, Ortheil – die Anzahl der Stimmen ließe sich vermehren, die diese ästhetisch argumentierende Kritik an der Predigtkultur hervorbringen. Zu erinnern wäre etwa an Franz Rosenzweig auf jüdischer Seite, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts erhebliche Vorbehalte gegen die seit dem 19. Jahrhundert im Judentum fast flächendeckend eingeführte Predigt äußerte.¹³ Die Kultur der Predigt (zer)störe die liturgische Feiernkultur des Gottesdienstes.

Und wieder gibt es Gegenstimmen. Aber, sagen sie, das ist doch genau die Pointe, dass durch die Predigt inmitten der Liturgie etwas anderes geschieht. Eine wohlthuende

Unterbrechung! Rede im Ritual! Gegenwärtiges und Aktuelles inmitten einer Feier, die viele alte Texte kennt! Persönliches und Engagiertes, das herausfordert und im besten Sinn des Wortes unterhält!

Aber, so Alfred Lorenzer, der Psychoanalytiker und marxistisch geprägte Soziologe, bleibt es denn nicht kommunikativ hochproblematisch, was in der Predigt geschieht? Da steht einer da und redet die Gemeinde an, die zu seinem oder ihrem Gegenüber wird. Die Kommunikation ist dann als autoritär zu charakterisieren. Die Hörenden sind zum Schweigen verurteilt. Einer oder eine erklärt die Welt – und die anderen werden eingeschworen auf diese Form der Weltinterpretation. Wenn die Predigt den Gottesdienst dominiert, so die Befürchtung Lorenzers, dann verwandelt sich der Gottesdienst insgesamt zur ideologischen Indoktrination und ist nicht länger die Feier der Gemeinde.¹⁴ Evangelischer formuliert könnte gefragt werden: Wo ist eigentlich das Priestertum aller Gläubigen in der Predigt? Wird es nicht ausgehebelt angesichts einer in Bankreihen körperlich ruhig gestellten und zum Schweigen verurteilten Gemeinde?

Und wieder erheben sich die anderen und sagen: Aber nein! Völliger Unfug! So erleben wir's nicht! Im Gegenteil: Es ist doch schön, wenn da einer oder eine redet – und ich eine Menge Freiheit habe, auf meine Weise zuzuhören. Mitzugehen und zu interpretieren. Und im Chor mit den empirischen Ergebnissen bestätigen rezeptionsästhetische Studien die Freiheit und Vielgestalt der Rezeption, die sich gerade aus der monologen Kanzelrede ergibt. Das Schlimme an diesem fiktiven Streitgespräch: Beide Seiten haben Recht! Ist das die dialektische Wirklichkeit der Predigt? Sie ist ganz furchtbar *und* ganz wunderbar, hoch problematisch *und* großartig, banal *und* bewegend – und beides gilt zugleich!? Ja, vielleicht! Aber ist das alles, was sich sagen lässt? Nein, sicher nicht!

1.2 Ein Blick zurück – 500 Jahre danach

Die Reformation war eine Predigtbewegung. Luther war ein Predigtbegeisterter – jedenfalls anfänglich. Es brannte ein Feuer in ihm, das durch die Predigt auch bei anderen entfacht werden sollte. Das Evangelium kann entdeckt und predigend kommuniziert werden. Auch andere sollten die Freiheit erfahren, die sich dort einstellt, wo ich Gottes Gerechtigkeit als die entdeckte, die Gott in mir wirkt. Das Mittel der Wahl war die Predigt, das die potentielle Vieldeutigkeit der biblischen Botschaft in die Eindeutigkeit des fordernden und befreienden Wortes verwandelt. Nimmermehr solle die christliche Gemeinde da-

¹¹ Martin Mosebach, Häresie der Formlosigkeit. Die römische Liturgie und ihr Feind, München 2007, 45.46.

¹² Hanns-Josef Ortheil, Die Erfindung des Lebens. Roman, München 2009, 61.

¹³ Vgl. dazu Alexander Deeg: Predigt und Derascha. Homiletische Textlektüre im Dialog mit dem Judentum, APTLH 48, Göttingen 2006, 180-184.

¹⁴ Vgl. Alfred Lorenzer, Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik, Frankfurt/M. 1981.

her zusammenkommen, es werde denn gepredigt, so Luther 1523.¹⁵

Im gleichen Jahr, 1523, ließ Luther seine erste ‚Agende‘ ausgehen, die „Formula Missae et Communionis“ – und zeigte darin einen (für viele Zeitgenossen) erstaunlichen liturgischen Konservatismus. Luther legte eine gereinigte Messe der Tradition vor, keinen wirklichen liturgischen Neuanfang! Interessant scheint mir, dass sich Luther darin auch Gedanken zur Stellung der Predigt machte und dabei eine erstaunliche Sensibilität für ein Problem zeigte, das nun seit 500 Jahren die evangelische Gottesdienstgeschichte begleitet. Er schlug zwei mögliche Orte für die Predigt vor. Die Predigt könne entweder nach Evangelienlesung und Credo erfolgen (vor der Bereitstellung der Gaben zum Mahl) – also, grob gesagt, an dem Ort, an dem wir sie heute ebenfalls kennen. Oder sie könne vor der gesamten liturgischen Feier, noch vor dem Introitus, vor Kyrie und Gloria erfolgen – also sozusagen als etwas Extra-Liturgisches, Para-Liturgisches, bewusst Ausgelagertes. Sehr modern und ästhetisch formuliert: als etwas, das das Kleid der Liturgie eben nicht zerreißt, sondern als eine Art evangelisches Warming up in die Feier mündet.

Wir wissen nicht allzu viel Konkretes über die Gottesdienste in Wittenberg, aber allzu oft scheint die Predigt als Extra-Liturgicum nicht gehalten worden zu sein. Ein weiteres Detail aber lässt darauf schließen, dass Luther die Sonderstellung der Predigt im Kontext der Liturgie wohl vertraut war. Er zog sich (jedenfalls gelegentlich) um, legte auf dem Weg zur Kanzel das Messgewand ab und predigte im schlichten schwarzen Gewand des Gelehrten. Nach der Predigt zog er das Messgewand wieder an und leitete als Liturg die Feier des Abendmahls. Liturg und Prediger – das sind zwei deutlich verschiedene Rollen, so lässt sich dieser Kleidungswechsel deuten.¹⁶

Seither zieht sich das Wechselspiel von Predigt und dem ‚Rest‘ der Liturgie durch die evangelische Gottesdienstgeschichte. Immer wieder erwies und erweist sich die Predigt dabei als besonders stark und dominant, für viele besonders anziehend und als das Eigentliche. „Wer predigt denn am Sonntag?“, so fragt man dann – und meint: „Wer leitet denn den Gottesdienst?“ Die Predigt hat das Potential, die Liturgie in den Schatten zu stellen (im wahrsten Sinn des Wortes, denkt man an die erhöhte Kanzel und die selbst wieder liturgisch ausgestaltete Weise des Kanzelauftritts). Die dominante Sprachform der Predigt macht dann den Rest des Gottesdienstes zu einer Vor- oder



Eriskirch Mariabrunn Pfarrkirche Kanzel-Relief, Predigt Johannes des Täufers, Wikimedia Commons

Nachbereitung. Der ganze Gottesdienst droht, so habe ich das einmal formuliert, homiletisiert zu werden.

Die evangelischen Gegenentwürfe zur Gesamt-Dramaturgie der Liturgie haben es demgegenüber schwer. Wie etwa Wilhelm Löhes Bild der Wanderung durch den Gottesdienst mit den zwei Gipfeln, die erreicht werden: die Predigt als der etwas niedrigere Vorgipfel – und das Abendmahl als der eigentliche Hauptgipfel.¹⁷ Oder Manfred Josuttis' mystagogische Wege-Dramaturgie von der purificatio (Reinigung) über die illuminatio (Hören und Erleuchtetwerden durch Lesungen und Predigt) zum Höhepunkt der unio (im Geschehen der Eucharistie).¹⁸

Vielleicht, so meine These, ist die eingangs geschilderte Polarität in der Einschätzung der Predigt im Gottesdienst letztlich und grundlegend auf dieses dramaturgisch-liturgische Grundproblem zurückzuführen. Die Dialektik, das Wechselspiel ist immer weit schwerer zu denken und zu erfahren als die Linearität. Anders gesagt: viel einfacher, als den Gottesdienst als bewusstes In- und Miteinander von Rede und Ritual zu verstehen, ist es, sich entweder auf die Seite der Predigtliebhaber oder der Predigthasser zu schlagen, entweder die Liturgie für problematisch zu halten oder für das Eigentliche, das durch die Predigt gestört und unterbrochen wird.

Bei Luther war's ja teilweise nicht anders! Der euphorische Predigtliebhaber Luther verweigerte 1530 über Monate den Wittenbergern die Predigt, trat in einen Predigtstreik.¹⁹ Schon vorher hatte er erkannt: „Die tägliche Pre-

¹⁵ Vgl. Martin Luther, „Von ordnung gottis diensts ynn der gemeyne“: „[...] das die Christlich gemeyne nymer soll zu samen komen, es werde denn da selbs Gottis wort gepredigt und gebett, es sey auch auff's kurzist“ (WA 12, 35, 20f).

¹⁶ So bis heute in manchen lutherischen Gemeinden praktiziert.

¹⁷ Vgl. Wilhelm Löhe, Die Kirche in der Anbetung. Teilband 1: Agende für christliche Gemeinden des lutherischen Bekenntnisses, Gesammelte Werke 7/1, Neuendettelsau 1953, 13.

¹⁸ Vgl. Manfred Josuttis, Der Weg in das Leben. Eine Einführung in den Gottesdienst auf verhaltenswissenschaftlicher Grundlage, München ²1993.

¹⁹ Vgl. Jochen Cornelius-Bundschuh, Die Kirche des Wortes. Zum evangelischen Predigt- und Gemeindeverständnis, APTH 39, Göttingen 2001, 281-287.



Francesco de' Rossi (1510-1563): Luther und der Kardinal Gaetano, circa 1550-1560, Wikimedia Commons PD

digte bewirkte nichts ...“ Und, so 1524: „Je mehr ich predige, desto größer wird die Gottlosigkeit.“ 1530 dann der Paukenschlag: „Es verdrießt mich, euch mehr zu predigen ...“ Es kam ab dem 1. Januar 1530 zum Predigtstreik. Nach der Rückkehr von der Reise nach Coburg allerdings nimmt er den Predigtdienst im Herbst wieder auf. Ich versuche im Folgenden, das Wechselspiel von Gottesdienst und Predigt, von Kult und Wort groß zu machen – und damit das, wofür dieses Zentrum in Hildesheim, dessen zehnjähriges Jubiläum an diesem Wochenende gefeiert wird, m.E. auf besondere Weise steht: das Wechselspiel von Tönen und Worten, von Liturgie und Predigt.

2. Die Predigt – eine reformatorische Erinnerung

Vor ziemlich genau 100 Jahren brach der Erste Weltkrieg aus. Vor ziemlich genau 100 Jahren zerbrach für Karl Barth und Eduard Thurneysen eine theologische Welt – und die beiden suchten nach neuem Grund. Der 1. August 1914 wurde für Barth zum Tag der Wende. Er schreibt: „Denn mit diesem Datum erschien, – für mich fast schlimmer noch als die Verletzung der belgischen Neutralität – das schreckliche Manifest der 93 deutschen

Intellektuellen, die sich vor aller Welt mit der Kriegspolitik Kaiser Wilhelms II. und seines Kanzlers Bethmann-Hollweg identifizierten. Und unter denen, die es unterschrieben hatten, mußte ich mit Entsetzen auch die Namen ungefähr aller meiner deutschen Lehrer [...] entdecken.‘ Ich habe eine Götterdämmerung erlebt, als ich studierte, wie Harnack, Herrmann [...] etc. sich zu der neuen Lage stellen‘, wie Religion und Wissenschaft ‚restlos sich in geistige 42 cm Kanonen‘ verwandelten.“²⁰

Viele Predigten bezeichneten das, was im August 1914 geschah, als „Offenbarung des Heiligen Geistes“. In einer Predigt hieß es: „Darum tapfer in die Ferne geschaut zu diesen hohen Menschheitszielen, und tapfer in die Höhe geschaut zu dem Gott, der uns als neues Bundesvolk auswählt hat!“ Predigten dienten dazu, das Kriegserlebnis zu vertiefen und junge Männer zu bestärken, mit Gott und für das Vaterland in den Krieg zu ziehen.²¹

Barth und Thurneysen suchten nach einer Neubegründung der Theologie – und fanden sie in der Rückerinnerung an die Zeit der Reformation – und damit auch an das Vertrauen in die Bibel und zugleich an die eigentümliche Erwartung der Reformatoren an die Predigt. „Praedicatio verbi Dei est verbum Dei“, so hatte Heinrich Bullinger formuliert. Und was war daraus geworden? Entweder banales Sonntagsgerede oder gefährlicher Opportunismus!

Die Predigt könnte, so Barths und Thurneysens Überzeugung, etwas ganz anderes sein: Wort Gottes und damit die Unterbrechung unseres Dauergedes, neues Hören auf das, was sich kein Mensch selbst sagen kann. Auch die Bewegung der Dialektischen Theologie war eine Predigtbewegung – und in den Anfängen eine Bewegung der Suche nach der Predigt und nach dem Wort. So jedenfalls erscheint es, wenn wir heute die Briefe von Barth an Thurneysen und von Thurneysen an Barth wieder lesen. Sie beschreiben ein Ringen, zeigen, wie die beiden vielfach Anläufe unternehmen, um zu ihren Predigten zu finden, oftmals nächtliche Kämpfe. Fast besessen, getrieben, so wirken manche Zeilen aus diesen Briefen: immer auf der Suche nach dem Wort – und danach, den Hunger danach zu entfachen ... „Siehe, es kommt die Zeit, spricht Gott der Herr, dass ich einen Hunger ins Land schicken werde, nicht einen Hunger nach Brot oder Durst nach Wasser, sondern nach dem Wort des Herrn, es zu hören; dass sie hin und her von einem Meer zum andern, von Norden nach Osten laufen und des Herrn Wort suchen und doch nicht finden werden“ (Am 8,11f.).

Mit dieser Suche sahen sich Barth und Thurneysen nahe bei Luther. Auch dieser nahm das Amos-Wort auf – und verband die Sehnsucht nach dem Wort mit der Aufgabe der Predigt. In der „Freiheit eines Christenmenschen“ (1521) heißt es:

„Czum funfften, Hatt die seele keyn ander dinck, widder yn hymel noch auff erden, darynnen sie lebe, frum, frey

20 Zitiert nach Eberhard Busch, Karl Barths Lebenslauf. Nach seinen Briefen und autobiographischen Texten, Gütersloh⁵1993, 93.

21 Vgl. Wilhelm Pressel, Die Kriegspredigt 1914 - 1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands, APT 5, Göttingen 1967.

und Christen sey, den das heylig [Joh. 11, 25.] Evangely, das wort gottis von Christo geprediget. Wie er selb sagt [...] Matt. 4. ‚Der mensch lebet nit alleyn von dem brot, sondern von allen worten die do gehen von dem mund gottis‘. So müssen wir nu gewiß seyn, das die seele kan allis dings emperen on des worts gottis, und on das wort gottis ist yhr mit keynem ding beholffen. Wo sie aber das wort hatt, ßo darff sie auch keyneß andern dings mehr, sondern sie hat in dem wort gnugde [Genüge; AD], speiß, freud, frid, licht, kunst, gerechtickeyt, warhey, weyßhey, freyheit und allis [Ps. 119.] gutt ueberschwenglich. Alßo leßen wir ym Psalter [...], das der prophet nit mehr schreyet den nach dem gottis wort. Und yn [Amos 8, 11 f.] der schriff die aller hochste plag und gottis zorn gehalten wirt, ßo er seyn wort von den menschen nympt, Widderumb keyn groesser gnade, wo er seyn [Ps. 107, 20.] wort hyn sendet, wie psalmus 106. stet ‚Er hat seyn wort auß gesandt, damit er yhn hatt geholffen‘. Und Christus umb keyns andern ampts willen, den zu predigen das wort gottis, kummen ist. Auch alle Apostell, Bischoff, priester und gantzer geystlicher stand alleyn umb des worts willen ist beruffen und eyngesetzt, wie woll es nu leyder anders gaht.“²²

Es ist gewagt, was Luther hier sagt. Das Wort Gottes von Christus gepredigt wird faktisch identisch gesetzt zu dem Wort, das der geistliche Stand ausrichten soll, „wie woll es nu leyder anders gaht“. Auch in seiner Vorlesung über die Kleinen Propheten (1524–1526) kommt er auf den Propheten Amos zu sprechen (Dezember 1524 bis Januar 1525). Der Dualismus ist deutlich: „Si verbum dei non habet, muß verbum diaboli et hominum habere ...“²³ Wort Gottes – oder Menschen- und Teufelswort! Daher sieht Luther die Menschen „von eynem ort zcum andern quarentes: non vidisti verbum?“ Und er sieht voraus, wie es sein wird, wenn das Wort endlich wieder ergeht, endlich wieder gepredigt wird. Dann wird der Hunger gestillt und es wird *alles*, ja *alles* mit diesem Wort geschenkt!

Luther verbindet die Sehnsucht nach dem Wort mit der Sehnsucht nach der Predigt. Dabei geht es um das Wort, das unterbricht, das die Kirche vom Kopf auf die Füße stellt, das in der Lage ist, das Neue zu schaffen (schaffen im wahrsten und eigentlichsten Sinne, weil es das Wort der Schöpferkraft Gottes ist).

400 Jahre später fragt Karl Barth: Wo ist die Predigt, die die Hungrigen nach dem Wort Gottes Speise finden lässt! Wo ist sie inmitten des Sonntagsgeklappers, der Bestätigungsroutine kirchlich-gemeindlicher Konvention, der Anpassung an den Mainstream und an das, was die Gemeinde vermeintlich will?

Und nochmals 100 Jahre später, kurz vor dem 500-jährigen Reformationsjubiläum, fände ich es schon nicht schlecht, wenn wir uns anstecken ließen von *dieser* Predigt kritik, die zugleich ja nichts anderes ist als die eine Seite der Medaille, deren andere Seite die Predigterwartung ist. Freilich eine Erwartung, die die Dialektik zwischen dem, was wir tun und machen, und dem, was wir niemals machen können, nicht klein redet, sondern aufreißt.²⁴ Eine Erwartung, die man auch mit der Eschatologie der Predigt verbinden könnte:²⁵ Es geht um den Einbruch des Wortes Gottes, das Leben verändert.

Ich weiß: das alles sind Pathosformeln. Aber so ganz falsch kann es doch nicht sein, dieses reformatorische Pathos, besser: diese reformatorische Erwartung, immer wieder als kritischen Spiegel gegen unsere Predigtwirklichkeit (und meine eigene Predigtpraxis) zu halten – und zu fragen, was davon übrigbleibt.

Mich fasziniert dabei immer wieder, wie sehr uns diese Frage mit Suchbewegungen in Kunst und Philosophie verbinden kann. Kaum etwas (so eine kühn zusammenfassende These!) treibt die Philosophie der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis in die Gegenwart mehr um als die Frage nach der *Unterbrechung*. Und kaum etwas kann auf einer Meta-Ebene als immer neue Antriebsquelle des Kunstschaffens gesehen werden als die Sehnsucht nach *Unterbrechung* des eingespielten Sehens, der Routinen der Wahrnehmung.

Bekannt sind die radikalen Inszenierungen dieser Unterbrechung, die Rückführungen an „Nullpunkte der Wahrnehmung“, wie dies etwa die *White Paintings* von Robert Rauschenberg versuchten (1925–2008). Im Jahre 1951 stellte er in New York (in seiner ersten Einzelausstellung) sieben monochrom weiße Tafeln aus. Oder die „*Achrome*“ von Piero Manzoni (1933–1963), die „bewusst nichts darstellen und nichts bedeuten wollen“²⁶.

Diese Bilder versetzen die ästhetische Wahrnehmung in eine Nullpunktsituation, erschüttern, schaffen einen Riss im Gewohnten – und können so das Subjekt in seinem üblichen ‚Zugriff‘ befremden und relativieren, heilsam unterbrechen. Freilich auf eine Art und Weise, die *jenseits der Unterbrechung* nichts zu bieten hat – und so die Unterbrechung selbst zu einem neuen Inhalt macht. Anders gesagt: Unterbrechung wird tautologisch – und leer, wenn es nichts gibt, worauf sie verweist.

Die Sehnsucht nach Unterbrechung zieht sich wie ein *cantus firmus* durch viele Ströme der Philosophie. Ich deutete nur Schlaglichter an: Da ist Walter Benjamin, der im

22 WA 7,22.

23 WA 13,153.

24 Vgl. dazu grundlegend auch Jochen Cornelius-Bundschuh, *Die Kirche des Wortes* (Anm. 19).

25 Vgl. Alexander Deeg, *Praktische Theologie als eschatologische Ästhetik oder: Eine Schule des Staunens*, in: *EvTh* 72 (2012), 118–134.

26 Ursula Brandstätter, *Grundfragen der Ästhetik. Bild – Musik – Sprache – Körper*, Köln/Weimar/Wien 2008, 134.

„Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit“ die Kunst verschwinden sieht – und mit ihr die Aura, das Singuläre, das Besondere, das Unterbrechende, das sich ereignet. Da ist Jacques Derrida mit seiner Kritik am Logozentrismus, am – vereinfacht gesagt – Geist der Abstraktion gegen die Spielarten der *différance*. Gegen die Begriffe, hin zu den Buchstaben! Da ist Gilles Deleuze mit seinem noch kaum eingeholten *opus magnum* „Differenz und Wiederholung“ (1968/1969), der sich fragt, wo das Singuläre noch gefunden werden kann angesichts der Wiederholung, die das immer Gleiche hervorbringt. Da ist Susan Sontag, die gegen das Sekundäre der Interpretation kämpft und das Primäre der Kunst sucht. Da ist jüngst Byung-Chul Han, der in Zeiten der globalen Transparenz nach dem „Heiligen“ sucht. Da ist Bernhard Waldenfels, der eine umfangreiche Phänomenologie des Fremden erarbeitet und das Fremde vor der Domestizierung und Nostrifizierung bewahren möchte. Da ist Christoph Menke mit seinem Plädoyer für die Kunst und gegen ihre Auflösung in den Markt des immer Gleichen. Mit einem Wort, das eine beeindruckende theologische Karriere gemacht hat: Es geht um das „Ereignis“, das unableitbar in diese Welt hineinbricht – und das in den Mechanismen des Philosophiebetriebs, des Kunstbetriebs unterzugehen droht. – Und wohl auch in den Mechanismen des Predigtbetriebs und der Gottesdienstroutine.

3. Eine notwendige Unterbrechung für die, die predigen, und ein neuer Blick auf die Predigt in der Dramaturgie der Liturgie

3.1 Das Schweigen Gottes und das Reden der Prediger

Eine gute Predigt, so haben wir in dem Ansatz der „Dramaturgischen Homiletik“ gesagt, muss immer wieder eintauchen in die Worte, Bilder und Geschichten der Bibel, anstatt in einiger Höhe über den Texten zu fliegen. Bestimmt würde es auch der homiletischen Theoriebildung nichts schaden, gelegentlich auf dem Boden der Texte zu landen. Wenigstens exemplarisch unternehme ich den Versuch des homiletischen Lernens auf dem Boden der Bibel, indem ich einen Blick auf die Elia-Erzählung werfe. Elia wurde von Gott selbst auf eigentümliche Art und Weise unterbrochen. Er hatte gekämpft für den *einen* Gott, sich angelegt mit Ahab, dem überaus erfolgreichen König aus der Omriden-Dynastie, das sogenannte Gottesurteil auf dem Karmel lag hinter ihm. Elia musste fliehen, kam in der Negev-Wüste an den Punkt, an dem er nicht mehr konnte und wollte. Weil ihm ein Engel Gottes geröstetes Brot und Wasser brachte, setzte er seinen Weg fort – und kam am Gottesberg, dem Horeb, an. Dort hörte er Gottes Stimme – und eine eigentümliche Frage: „Was willst du hier?“ – Selbst wenn es kein großes Willkommen gibt, so hätte man Elia nach allem, was er durchhat (nun zuletzt

eine vierzig tägige Wanderung zum Gottesberg!), doch eine etwas andere Begrüßung gewünscht als dieses: „Was willst du hier?“ Als Antwort erzählt Elia in Kurzfassung seine Geschichte.

Was dann folgt, hat in Felix Mendelssohn-Bartholdys „Elias“ (1846) die folgende Textfassung:

„Der Herr ging vorüber, und ein starker Wind, der die Berge zerriss und die Felsen zerbrach, ging vor dem Herrn her, aber der Herr war nicht im Sturmwind. Der Herr ging vorüber, und die Erde erbebt, und das Meer erbrauste, aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer, aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein stilles sanftes Säuseln. Und in dem Säuseln nahte sich der Herr.“

Es ist erstaunlich, wie Mendelssohn (bzw. der Dessauer Pfarrer Julius Schubring, mit dem Mendelssohn bei der Erstellung des Librettos zusammenarbeitete) den biblischen Text verändert. In 1 Kön 19 heißt es:

¹¹[...] Und ein großer, starker Wind, der die Berge zerriss und die Felsen zerbrach, kam vor dem Herrn her; der Herr aber war nicht im Winde. Nach dem Wind aber kam ein Erdbeben; aber der Herr war nicht im Erdbeben.

¹²Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer; aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Säuseln. ¹³Als das Elia hörte, verhüllte er sein Antlitz mit seinem Mantel und ging hinaus und trat in den Eingang der Höhle. Und siehe, da kam eine Stimme zu ihm und sprach: Was hast du hier zu tun, Elia?

Bei Mendelssohn wird daraus eine Begegnung mit Gott in dem sanften Säuseln! Ich komme gleich nochmals darauf zurück. Darauf jedenfalls fragt Gott nochmals: „Was willst du hier?“ Es folgt die Wiederholung der Antwort – und ein erneuter Auftrag an Elia, der das Strafgericht an Israel in Gang setzt. Die doppelte Anrede an Elia und die doppelte Antwort gaben immer wieder Anlass zu literarkritischen Scheidungshypothesen. Aber das sind m.E. immer nur die zweitbesten Erklärungen.

Die Spannung durch die beiden wortgleichen Fragen verweist auf das Geschehen *zwischen* den beiden Fragen Gottes. Gegen Mendelssohns Variante kann man m.E. nicht sagen, dass hier eine Gottesoffenbarung geschehe. Viel eher kommt es zum Entzug einer Offenbarung! Gott *ist* eben nicht in der „Stimme verschwebenden Schweigens“, wie Buber die קול דממה דקה (*qol d^e mama daqah*) übersetzt hat. Jedenfalls sagt das der Text nicht. Vielmehr sagt der Text dreimal, dass Gott *nicht* ist – nicht im Wind, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer. Er werde vorübergehen, hat er verheißen – und was bleibt, ist die *Stimme verschwebenden Schweigens*. Fast nichts! Was bleibt, ist der *Entzug* und ist kaum mehr zu hören. Nein, es wäre zu bequem zu sagen, Gott *ist* in der Stille (so sehr das manchen Frömmigkeiten ganz gut entsprechen würde!). Richtiger wäre es m.E. vom *Entzug Gottes* zu sprechen, von einer von Gott selbst inszenierten und daher einigermaßen pa-

²⁷ Vgl. dazu Jan-Dirk Döhling, „Aber sein Herz flatterte“. 1Kön 19,1-8(9-13a), in: GPM 68 (2013/2014), 175-181.



Pfarrkirche St. Oswald bei Haslach. Hochaltar von Josef Kepplinger (1894): Elias mit Engel, Foto: Wolfgang Sauber, Wikim. Commons, GNU-Liz.

radoxen *Gottesfinsternis*.

Vielleicht hatte Elia, der mutige Prophet des Herrn, diese Finsternis und dieses Schweigen ganz besonders nötig, damit er neu ins Hören und in die Erwartung kommt – und endlich das *Steigerungsspiel*, in das er Gott hineingepresst hat, beendet. Gott, der sich im noch kräftigeren Regen, im noch lodenderen Feuer, im noch lauterem Donner erweist – nein, so ist er eben nicht!²⁷ Er ist nicht im Erfolg, nicht in der sichtbaren oder hörbaren Evidenz. Nicht einfach zu haben! Und er ist nicht so da, dass sich ein Prophet, so gottesfürchtig er auch sein möge, anmaßen könnte, über ihn zu verfügen – und eigenmächtig den vermeintlichen Willen des Herrn zu vollstrecken. Elia war – ohne einen Befehl des Herrn – nach dem Gottesurteil am Karmel zum 450fachen Mörder am Bach Kischon unterhalb des Karmel geworden. Natürlich: er meinte es nur gut! Aber er war zu weit gegangen. Hatte sich vergangen an dem, was den Gott Israels auszeichnet: Er ist der, der er sein wird (Ex 3,14); er erweist sich als der, der handelt und überraschend entgegenkommt. Er lässt sich nicht einspannen – nicht in die Religionspolitik Ahabs, aber auch nicht in die Eigenmächtigkeit seines Propheten. Er ist gerade als der Verborgene immer neu und überraschend präsent. Anders als erwartet! Es ist kühn, dass in Mendels-

sohns „Elias“ an dieser Stelle Jes 6 hineinmontiert wird – und damit auch eine Erinnerung an den Höhepunkt des Gottesdienstes im Kontext der Eucharistie.

Rezitativ

Seraphim standen über ihm, und einer rief zum andern:

Quartett mit Chor - Seraphim

Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr Zebaoth. Alle Lande sind seiner Ehre voll.

Wo Gott, der Herr, sich bis in die annähernde Unhörbarkeit zurückzieht, stimmen die Engel das Lob seiner Gegenwart an!

Die meisten Exegeten (etwa auch Rainer Albertz) gehen davon aus, dass 1Kön 19 erst spät in die Elia-Erzählung eingefügt wurde, vielleicht erst im 5. Jh. – zu einer Zeit, als die Prophetie in Rechtfertigungsnöten war.²⁸ M.E. ist das eine sehr überzeugende Hypothese. Gerade angesichts einer Zeit, in der sich nichts mehr so eindeutig zeigte und in der das Volk zwar aus dem Exil zurück war, sich aber nichts so entwickelte, wie man das hätte hoffen können, ist die Erinnerung an den Gott, der immer auch anders ist als erwartet und der im Verborgenen handelt, sinnvoll.

Wenn 1Kön 19 wirklich sekundär eingefügt wurde, dann

²⁸ Vgl. Rainer Albertz, Elia. Ein feuriger Kämpfer für Gott (Biblische Gestalten 13), Leipzig 2006, bes. 64-88.139-150.



Ein Gebet ... Smartphone nehmen, scannen, lesen.

verstand es der Ergnzer, zwei Berge überaus eindrucksvoll zu kontrapunktieren: den Karmel mit dem Gottesurteil über die Baalspropheten – und den Horeb mit dem Gottesurteil über alle Eigenmchtigkeits des Elia. Den Karmel mit seiner vermeintlichen Eindeutigkeit, und den Gottesberg Horeb mit dem Entzug Gottes in die Uneindeutigkeit hinein. Und zwischen beiden Bergen liegt die Tiefe der Negev-Wüste, in der Elia nur knapp dem Tod entrinnt und keineswegs Gott selbst zu ihm spricht, sondern lediglich ein Engel, ein 7N72, ein Bote erscheint.

„Was willst du hier?“ – gelegentlich könnten sich das auch Predigerinnen und Prediger fragen, wenn sie einmal wieder die Stufen auf die Kanzel emporgestiegen sind oder sich auf den Weg zum Ambo gemacht haben. „Was willst du hier?“ Stehe ich in der Gefahr, einfach irgendwie zu reden und etwas zu sagen, Redezeit zu fllen – zur Not auch mit Banalitäten –, nur um abzulenken von der grundlegenden Aporie des Predigens: Wir *haben* nicht, was wir verkündigen wollen und müssen! Wir können Gott nicht erweisen – und er wird sich, wo und wie es ihm gefllt, zeigen: vielleicht erst dort, wo wir durch Wind und Erdbeben und Feuer, durch viel Beredtsamkeit und viel Kanzelpathos hindurch sind. Reden wir auch deshalb so viel und manchmal so belanglos, weil wir mit unseren Worten *seine* Abwesenheit übertönen wollen? „Das Schweigen Gottes und das Reden der Menschen/der Predigenden“ – ist das die Spannung, aus der wir homiletisch nur um den Preis des Verlustes der Pointe der Predigt herauskommen?

3.2 Aus dem Gebet und ins Gebet

Und damit bin ich bei der These, die ich in diesem Beitrag zur Diskussion stelle: Die Predigt gehört *notwendig* in den Gottesdienst hinein. Denn sie kommt aus dem gemeinsamen Gebet und mündet in das gemeinsame Gebet. Sie ist

dann nicht die pastorale Welterklärung vom erhöhten Ort der Kanzel, sie ist nicht die Werberede für eine frohe Botschaft, die die Kirche wie eine Ware austeilte. Sie unterbricht das gemeinsame Gebet und fragt (nicht wörtlich, metaphorisch): „Was willst du hier?“ Sie stellt diese Frage dem Prediger/der Predigerin und der Gemeinde. Und sie streckt sich mit ihren Worten aus nach dem Wort, das kein Prediger hat und von dem die Kirche doch herkommt.

Die Predigt wäre dann als ein *Essay* im wahrsten Sinn des Wortes zu beschreiben, als ein Versuch: vorläufig, immer fragmentarisch, als eine Suchbewegung. Die Predigt ist ein Essay, ein Versuch – und die Versuchsanordnung lautet: Es gilt zu erproben, ob die alten Worte, Bilder und Geschichten der Bibel sich inmitten der Schönheit und der Fraglichkeit der Geschichten unseres Lebens als öffnend, herausfordernd, unterbrechend, tröstend, befreiend erweisen. Die Predigt ist ein Essay, in dem Predigende mit ihren stammelnden Worten hinweisen auf das Wort, das sie nicht finden und nicht sagen können. Die Predigt ist ein Essay, der unfertig bleiben kann und bleiben darf! Denn es geht nach der Predigt ja noch weiter – singend und betend, lobend und klagend, essend und trinkend dem Wort entgegen.

Und was heißt das praktisch?

(1) Ich bin mehr und mehr davon überzeugt: Die Predigt im Gottesdienst darf kurz sein, pointiert! Wenn ich das sage – in Pfarrkonventen oder anderen Fortbildungen –, ernte ich manchmal erstaunte, teilweise sehr kritische, teilweise aber auch sehr dankbare Blicke – und Kolleginnen und Kollegen im Pfarramt sagen: „Tatsächlich? Ich habe nicht selten das Gefühl, dass ich nach zwei Manuskriptseiten fertig bin ... Aber irgendwie muss ich doch die acht Seiten, die eine Predigt normaler Länge bei mir hat, eben dann noch fllen!“ Es gibt tatsächlich Mentorinnen und Mentoren, die ihren Vikaren einschärfen, sie dürfen nicht unter 15 Minuten predigen. Das würde die Gemeinde durchaus erwarten. Ist es so? Oder ist das nicht notwendig die Einladung zu Redundanz und Leere ...

(2) Predigt muss daher unterwegs sein auf der Spur der Sprache. Nicht loslassen, sich nicht zu schnell zufriedengeben. Der Dichter Richard Exner erinnert in einem seiner Gedichte an Mose. Ausgerechnet Mose wurde von Gott berufen, obwohl er, wie die Bibel sagt, schwerer Zunge war, ein Stotterer (Ex 4,10). Exner warnt vor dem „Götzen Eloquenz“ und schreibt ein ganzes Gedicht mit dem Titel „Schwere Zunge“:

„... Vielleicht flsse
das Licht fliesender,
wenn wir stockender
sprchen.“²⁹

29 Richard Exner, Die Zunge als Lohn. Gedichte 1991–1995, Stuttgart 1996, 46f.

4. Grenzen und Gefahren der Predigtrede

Vielleicht und hoffentlich hat das, was ich bis hierher ausgeführt habe, eine entlastende und befreiende Dimension. Predigt muss und darf Arbeit machen, natürlich. Aber der Gottesdienst trägt die Predigt, die den Gottesdienst unterbricht – und die wie der Gottesdienst insgesamt darauf wartet, von Gott selbst unterbrochen zu werden.

Der Evangelist Lukas, Autor des Evangeliums und der Apostelgeschichte, war ein Mensch, so fällt mir zunehmend auf, mit einem anregend subtilen Humor. Da zeichnet er in der Apostelgeschichte die Geschichte von zwei wahren Helden der Verkündigung: Paulus und Petrus. Und von beiden werden Erzählungen überliefert, die diese Helden der Predigt als Scheiternde und gerade darin Erfolgreiche charakterisieren. Da ist – bekanntermaßen – die Begebenheit in Troas, von der Apg 20,6–12 berichtet. Die Gemeinde versammelte sich am ersten Tag der Woche; man brach das Brot – und Paulus predigte und „zog die Rede hin bis Mitternacht“ (V. 7). Ausgerechnet ein junger Mann mit dem schönen Namen Eutychus saß am Fenster und sank in einen „tiefen Schlaf, weil Paulus so lange redete; und vom Schlaf überwältigt, fiel er hinunter vom dritten Stock und wurde tot aufgehoben“ (V. 9). Dieser Fenstersturz ist dann immerhin Anlass genug, dass Paulus die Predigt unterbrach, nach unten eilte – und Eutychus Gott sei Dank noch lebend vorfand. Und dann heißt es, er sei hinaufgegangen „und brach das Brot und aß“ (V. 10). Die auf dramatische Weise unterbrochene

Predigt mündet ins erneute Mahl ... Und weit mehr als die Predigt des Paulus tröstet die Gemeinde, dass der junge Mann „lebend herein“ gebracht wurde. Da hat einer die Predigt überlebt – und das macht froh!

Aber auch Petrus wird in Apg 10 nicht gerade als homiletischer Held geschildert. Die Predigt, die er im Hause des Kornelius hält, ist einigermaßen verwirrend und komplex. Und beginnt mit einem echten ‚Ab-Turner‘, wie man neudeutsch sagen könnte: „Ihr wisst, was in ganz Judäa geschehen ist ...“ (Apg 10,37). Petrus erzählt dann etwas unanschaulich von Jesus von Nazareth und von den Zeugen, die vorher erwählt wurden und jetzt bezeugen, von den Propheten und der Predigt ... Und dann heißt es: „Während Petrus noch diese Worte redete, fiel der Heilige Geist auf alle, die dem Wort zuhörten ...“ Der Geist Gottes selbst beendet die Predigt – und führt die Hörenden ins Lob. Auch hier mündet die Rede in einen liturgischen Vollzug – und kommt so nicht in ihr selbst, sondern im Gottesdienst zum Ziel.

Dr. Alexander Deeg

Professor für Praktische Theologie an der Universität Leipzig